

## DER SOHN MEINER SCHWESTER

The game is over

You win

I lose

(David Lynch, *Cold Wind Blowing*)

Obwohl ich mich mitten im Schlusslektorat eines Buches befand, hatte ich meiner Schwester versprochen, über das Wochenende auf ihren Sohn aufzupassen. Sie hatte eine Auszeit nötig. Sie arbeitete bei einer Werbeagentur, betreute dort, weit über normale Arbeitszeiten hinaus, zwei der größten Kunden, engagierte sich in ihrer Freizeit bei einem Frauenhaus und zog ihren Sohn so gut wie allein auf. Ihr Ex-Mann kümmerte sich zwar gerne um ihn, verbrachte aber den Großteil des Jahres auf Montage in irgendwelchen Winkeln der Welt und schickte Postkarten, wann immer es ihm möglich war. Meine Schwester stand mit einem Fuß im Burnout, und der Trip nach London gemeinsam mit einer Freundin war eine Art Abkühlung, die sie für weitere Monate funktionieren lassen würde. Dass es ihr eines Tages nicht mehr gelingen würde, wusste sie so gut wie ich. Gesprochen hatten wir nicht darüber, so wie wir nie viel über etwas sprachen. Auch sie würde Postkarten schicken, wahrscheinlich mehrere, obwohl sie selbst vor ihnen wieder zurück sein würde: Es war, als wollte sie etwas nachholen, irgendetwas wiedergutmachen. Trotz des Zeitmangels hatte ich sofort zugesagt, ihretwegen, aber noch mehr, weil ich ihren Sohn mochte. Der Sohn meiner Schwester war anders. Besonders. Seltsam. Nicht normal. Wie auch immer: Er war nie bei einem Spezialisten gewesen, der ihm ein passendes oder unpassendes Epitheton verschreiben hätte

können. Keine Diagnose, keine Behandlung: Er blieb namenlos seltsam und eigen, und das auf eine vereinnahmende Weise: Seine Eigenarten waren nie so eigen, dass sie unheimlich wurden. Ich mochte ihn, und wenn ich das Wort nicht so sehr verachten würde, würde ich ihn lieben. Und obwohl ich sein Patenonkel war, war er für mich nie mein Neffe, sondern immer der Sohn meiner Schwester.

Meine Schwester hatte den ersten Flug am Samstag gebucht, weshalb ich bereits Freitagabend zu unserem Elternhaus kam, das sie übernommen und in Etappen renoviert hatte. Ein kleines Einfamilienhaus, gebaut in der Nachkriegszeit, im Süden der Stadt, nicht weit vom Flughafen entfernt. Sie hatte für mich gekocht, und nachdem ich gegessen und wir beide noch einen Absacker getrunken hatten, war sie ins Bett gegangen. Gegen vier in der Früh würde sie aufstehen und zum Flughafen fahren. Ich war aufgekratzt und würde nicht so bald einschlafen können, darum nahm ich mir ein Bier aus dem Kühlschrank und setzte mich auf die Terrasse. Zwei Scheinwerfer mit dunkelgelbem Licht warfen ihre Kegel auf das Grundstück. Es war Anfang September, die Luft auch nachts noch angenehm warm. Der Sohn meiner Schwester schlief draußen im Zelt, im Schlafzelt, das ebenso dunkel war wie die anderen drei. Eigentlich durfte er nur von Mai bis August draußen im Zelt schlafen. In den R-Monaten – das war ein Erbe unserer Eltern: In den Monaten mit einem R im Namen durfte man nicht barfuß gehen, nicht schwimmen oder sonst irgendetwas tun, was Spaß machte – musste er in seinem Zimmer schlafen. Lange hatte der Sohn meiner Schwester sich daran gehalten, aber dann hatte er ihr eines Tages erklärt, dass die Wochentage Donnerstag und Freitag ein R enthielten und er an diesen beiden Tagen daher auch in den R-Monaten draußen schlafen dürfte. Zwei R würden einander aufheben, so wie zwei Minus- ein Pluszeichen er-

geben. Kaum ernst gemeint hatte meine Schwester erklärt, dass er dann aber auch an den Donnerstagen und Freitagen in den Monaten ohne R in seinem Zimmer schlafen müsse, da Plus und Minus schließlich Minus ergeben. Er hatte eine Zeit lang geschwiegen, dann den Stehkalender vom Küchentisch genommen und die einzelnen Tage vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Dezember mit Plus- und Minuszeichen versehen. Er hatte die Tage zusammengezählt und der Vereinbarung zugestimmt. Meine Schwester war so perplex gewesen, dass sie nicht anders konnte, als ihrerseits zuzustimmen. Seitdem schlief er das ganze Jahr hindurch im Zelt: Von Mai bis August von Samstag bis Mittwoch, von September bis April donnerstags und freitags. Ich sah nach dem blauen Igluzelt, und kurz war es, als würde die Zeltplane sich bewegen, ruhig und gleichmäßig, wie von seinem Atem gebläht.

Nicht weit von der Terrasse entfernt stand, aufgebockt auf vier Betonziegeln, der alte Ford Escort, der dort seinen Platz hatte, so lange ich zurückdenken konnte. Ich hatte den Wagen immer gemocht und Stunden darin verbracht, Tausende Kilometer in ihm zurückgelegt, ohne mich einen Millimeter zu bewegen. Nachdem ich mit achtzehn endlich meinen Führerschein gemacht hatte, gab es für mich keinen Ort, an dem ich lieber war als in meinem Auto. Der Sohn meiner Schwester dagegen verabscheute den Ford, der immer stärker von Pflanzen überwuchert wurde. »Das Auto wirft einen Schatten, wo es keinen Schatten geben dürfte.« Er machte immer einen großen Bogen um das Auto, warf nicht einmal einen Blick darauf. Nachts war der Schatten, den das Auto so nahe an den Scheinwerfern warf, nicht der Rede wert, eine kleine Pfütze Kernschatten. Ganz anders das Fort seiner Igluzelte, das am Ende der länglichen Grundstücksfläche errichtet war und dessen langgezogene Schatten weit über das Grundstück hinausgingen und sich in der Finsternis der abgeernteten Fel-

der verloren. Die vier Igluzelte waren, die Öffnungen einander zugewandt, aneinandergerückt, sodass sie von oben die Form eines Solitärspieles ergaben, in der Mitte ein Quadrat Wiese. Die Fläche hätte sich perfekt für eine Feuerstelle geeignet, aber der Sohn meiner Schwester interessierte sich nicht für Feuer: Er schreckte davor zurück wie vor dem Ford. Die Zelte waren exakt an den Himmelsrichtungen ausgerichtet. Das mochte Zufall sein, aber beim Sohn meiner Schwester glaube ich nicht an Zufälle. Jedes Zelt hatte eine Funktion. Das Süd- war das Schlafzelt, mehrere Schlafsäcke lagen am Boden, zahllose Decken und noch mehr Pölster. Ein Zelt wie in Weichheit gekleidet, in dem es nichts Hartes, keine Ecken und Kanten gab. Wenn er morgens aufstand, war die Innenseite der Zeltplane von seinem kondensierten Atem beschlagen. Das Wasser sammelte sich an einigen Stellen und kullerte in dicken Tropfen zu Boden. Regelmäßig bildete sich in den Ecken des Zeltes Schimmel aus. Sobald meine Schwester es bemerkte, bestand sie darauf, das Zelt durch ein neues zu ersetzen. Der Austausch der Zelte hätte mich als Kind wahrscheinlich irritiert, aber für den Sohn meiner Schwester war es selbstverständlich. Für ihn gehörte es zum Wesen eines Zeltes, dass es sich regelmäßig erneuerte. »Zelte fallen aus wie Milchzähne, und dann wachsen neue Milchzähne nach.«

Das Westzelt, das seine Silhouette in jeden Sonnenuntergang beulte, diente ihm zum Lesen. Bis zum letzten Sommer hatte er hauptsächlich Comics gelesen. *Asterix, Tim und Struppi, Garfield, Lucky Luke*. Die Hefte waren im ganzen Zelt verstreut, nur die umfangreiche Sammlung *Lustiger Taschenbücher* war am Boden entlang der Zeltplane in chronologischer Ordnung aufgereiht. Die fehlenden Bände hatte er durch unterschiedliche Platzhalter ersetzt: Holzbretter, Tempopackungen, zusammengefaltete Zeitungen. Dann hatte sein Vater ihm die Werke von Jules Verne gekauft, blaue Ta-

schenbücher, die in zwei Stapeln aufgetürmt waren: der eine Stapel wie frisch aus der Druckerei, der andere mit deutlichen Lesespuren. Als ich das letzte Mal hier war, war der Stapel mit den ungelesenen Büchern höher, mittlerweile, ich war mir sicher, würde es umgekehrt sein. Ich empfand eine kindische Eifersucht, denn kurz davor hatte ich ihm eine grüne Taschenbuchausgabe mit Karl Mays Werken gekauft, in denen er aber nur wenige Male und lustlos geblättert hatte. Das Blau des Vaters hatte das Grün des Onkels klar ausgestochen. Zu Weihnachten würde ich zurückschlagen: Ich hatte für ihn eine dreibändige, gebundene Ausgabe mit sämtlichen *Sherlock Holmes*-Erzählungen und -Romanen gekauft. Den weinroten Bänden würde er nicht widerstehen können. Im Ostzelt wurde gespielt, in ihm würden wir das Wochenende verbringen. Und das Nordzelt gehörte ausschließlich dem Sohn meiner Schwester. Niemand hätte gewagt, es zu betreten oder auch nur den Reißverschluss zu öffnen, um hineinzuschauen. »Das Nordzelt liegt so weit nördlich, dass es nördlich davon nur noch Süden geben kann.«

Ich hatte verschlafen. Es war bereits nach zehn Uhr, als ich mit schlechtem Gewissen nach unten in die Küche ging. Der Sohn meiner Schwester saß am Küchentisch, kerzengerade und wie erstarrt. Als er mich hörte, stand er auf und kam mir entgegen. Er hatte wieder zugenommen. Sein Gesicht war pausbäckig, sein Körper schwabbelig. Es war kein Kinderspeck mehr, der sich irgendwann auswachsen würde, sondern der Beginn adipöser Vereinsamung. Ein paar Mal hatte ich versucht, meine Schwester darauf anzusprechen, aber sie hatte auf stur geschaltet und mir vorgeworfen, ihren Sohn nicht ernst zu nehmen. »Du hast schon wieder diesen Er-ist-ein-Freak-Blick. Lass das.« Ich verstand nicht, was sie damit meinte, und ließ es bleiben. Seine Bewegungen wirkten

mechanisch, es war als müsste sein Hirn seinen Gliedmaßen jede einzelne Bewegung mühsam erklären. Seine Umarmung wirkte wie auswendig gelernt. Dennoch ging eine unfassbare Wärme davon aus. Ich drückte seinen Kopf gegen meinen Bauch und ging dann in die Knie, um mich in Augenhöhe mit ihm unterhalten zu können. Die Vorfreude erweiterte sein Lächeln zu einem breiten Grinsen. Ich entschuldigte mich für mein Verschlafen, und er zuckte mit den Schultern. Er trat einen Schritt zurück, das Grinsen verschwand, und sein Gesicht nahm den altväterischen Ernst an, den es zumeist hatte. Er schüttelte den Kopf, ergriff dann mit beiden Händen die Schulterteile seines Pullunders, hob sie kurz an und ließ sie zurück auf die Schultern fallen. »Dieses Ding heißt falsch. Es ist unmöglich, es seinem Namen entsprechend anzuziehen. Auch ein Pullunder ist ein Pullover. Nur ohne Ärmel.« Ich sah ihn an und nickte, sein Atem roch nach Bounty-Riegel. Er trug dieselben Klamotten wie immer: Eine zu große Schnürsamthose, ein Flanellhemd und den gestrickten Pullunder, alles in gedeckten Farben. Etwas lächerlich Passendes und Trauriges ging von dem Outfit aus. Vorsichtig, als wäre ich eine Katze, stupste er mit dem Zeigefinger meine Nase an, lächelte und setzte sich zurück an seinen Platz. Als ich mich aufrichtete, wurde mir kurz schwindlig.

Der Anblick der Küche war absurd: Meine Schwester hatte sie nicht nur für ihren Sohn präpariert, sondern auch für ihren zehnjährigen Bruder, der ich immer bleiben würde. Auf einer Herdplatte stand ein Topf mit Wasser, davor zwei Eier. Auf dem einen klebte ein Post-it: *Wasser zum Kochen bringen. Vier Minuten kochen. Kalt abschrecken!* Auf einer anderen Herdplatte stand eine Pfanne mit Öl und Speckstreifen. *Langsam erhitzen. Den Speck auf einem Stück Küchenrolle abtropfen lassen.* Neben dem Toaster eine Packung mit Toastbrot, zwei Scheiben steckten bereits in den Schlitzen. *Timer-Rad*

*nicht verstellen!* Auf meinem Platz am Tisch klebte ein ganzer Schwarm gelber Zettelchen: *Orangensaft im Kühlschranks. Obstsalat im Gemüsefach. Mit dem frisch gepressten Zitronensaft (Becher daneben!!) übergießen. Zwei Esslöffel Zucker. Er trinkt am liebsten Apfeltee. Manchmal auch Erdbeere. Frag ihn. (Kein Grüntee!)* Noch während ich die Anweisungen durchlas, hörte ich, wie der Sohn meiner Schwester versuchte, ein Lachen zu unterdrücken. Als ich zu ihm aufsaß, platzten wir beide vor Lachen heraus. Er sah jetzt so jung aus, wie er war. »Sie glaubt immer noch, sie wäre die Erwachsene.« Wir aßen ausgiebig, wollten angesichts der fortgeschrittenen Zeit auf das Mittagessen verzichten und uns den restlichen Tag ganz auf den Aufbau des Spiels konzentrieren. Der Sohn meiner Schwester streute Kakao, ich streute Zimt über den Obstsalat, obwohl weder Zimt noch Kakao auf einem der Post-its stand. Wir taten es in konspirativem Einvernehmen und mit strengem Ernst. »Ich glaube, sie klebt Post-its sogar auf die Ansichtskarten, die sie verschickt. Ich bin mir sicher. Sie lösen sich von den Karten und kleben dann auf den Innenseiten der Postkästen. Überall in London gibt es Briefkästen mit ihren Botschaften.«

Ich schlüpfte hinter ihm in das Zelt und zog den Reißverschluss zu. Das musste so sein, der Sohn meiner Schwester bestand darauf: Wenn man in einem Zelt war, musste der Reißverschluss geschlossen werden, zumindest der des Innenzelts. »Auch offene Wunden müssen vernäht werden.« Ein vorpubertärer Geruch lag im Zelt, die Ahnung von Umkleidekabinen und trockenen Orgasmen. In einer der seitlichen Zelttaschen lag ein angebissener Mars-Riegel. Er war geschmolzen und wieder gehärtet, in der äußeren Schokoladeschicht war das feine Karomuster der Zelttasche zu erkennen. Sonst herrschte wie immer ein fürchterliches Chaos.

Der Boden war mit Spielutensilien bedeckt, und ich musste mit dem Fuß eine Fläche freischieben, um mich überhaupt setzen zu können. Quer verstreut lagen unterschiedliche Spielesammlungen. Brettspiele, Kartenspiele, Teile von Fischertechnik- und Playmobil-Sets, formlose Plastilinklumpen. Ein Spielzeuggeschäft nach einem Erdbeben. Rechts neben mir stand ein Plastikeimer, in dem unterschiedlichste Spielfiguren gesammelt waren: einfache Kegel in allen möglichen Farben und Formen, aus Plastik ebenso wie aus Holz, Schach- und Legofiguren, Voodoo-Puppen aus einem Kaugummiautomaten, Plastiksoldaten, Überraschungseifiguren, PEZ-Spender, aufwendig gestaltete und handbemalte *Warhammer 40.000*-Figuren, ein Plastikheupferdchen ohne Beine, Pokémonwesen und so weiter. Dazwischen immer wieder die stecknadelartigen Stifte aus dem *Spiel des Lebens*. Der Kübel war riesig und je länger ich darin herum stierlte, umso mehr Figuren schien er zu enthalten, dabei lagen viele Figuren am Boden verstreut und noch mehr Dinge, die sich im Laufe des Spiels zu Figuren verwandeln würden. Puzzleteile, Spielchips, Dominosteine, Plastikhotels, Kreisel. Kein Teil war sicher, nicht irgendwann zu einer Figur umgewandelt zu werden. »Ich verstehe nicht, warum du nicht verstehst, dass alle Elemente eines Spiels ineinandergreifen und darum ineinander übergehen können. Nichts ist selbstverständlicher. Du verwandelst dich schließlich auch jeden Tag, oder?« Selbst Würfel konnten zu Spielfiguren werden, wenn sie nur an der richtigen Stelle zu liegen kamen. Nichts war eindeutig und endgültig. Es hatte tatsächlich gedauert, bis ich das akzeptieren konnte. Die Anzahl der Figuren eines Spiels, sagte mir mein Hausverstand, musste begrenzt sein, der Sohn meiner Schwester aber sagte etwas anderes: »Du denkst wie ein Arbeiter.«